

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 578. Der Philipp, was mein Hosenband ist, ist ja nie mit so artig schmarzt gewesen, daß mer mehre hätte effrecht sein könne, er deht einmal e Denkmal gefehlt kriegen, wenn er doht is. Awwer wenn ich doch so manchmal drittwir nachdenke duht, was er lehtlie for trethige Ebidies kriegt, dann muß ich doch mit Schaudern dran denke, daß er mehre sei bis die Verstande verliere duht. Ich hen Ihre geschriwwe, wie er mein Flohr gepicht hat un wie er die ganze Laun in Effeitement gebracht hat, wie er sich mit Schefhing-Pauber die Zähne gelient hat un gedent hat, er hätt die Rabbids.

Well, seit die Zeit hat er ja nids mehr gedacht, was so werlich effeitung gewese is, awwer trethige Ebidies hat er immer noch. Dente Se nur emal an, jetzt will er an die Farm gehn! Er hat da bei den Webesweiler mit ein Farmer gesprochen, wo ihn edsplicht hat, daß der einzige Platz for einig Mensche die Farm war. Dort hätt mer all die frische Luft wo mer sich nur wünsche könn, hätt die schöne gute Milch un die beste Wetscheibels; mer hätt das ganze Jahr die gute frische Eier un das bische Arbeit wo da mit lohnedet war, das geht zu gar nids em-ent. Er hat ihn gefragt, wenn der Philipp an e Farm leide deht, dann deht er wenigstens fufzig Jahr älter wer'n un wär immer gesund un er sollt erst ein mal sehn, was aus seine Buwe richtige Männer wer'n deht un gar nit zu redde von seine Frau. Well, der Philipp hat das all eingenommen un hat for die längste Zeit drittwir nachgedenkt. Er hat auch noch bei annere Viebels nachgefragt un all hen se ihn gefant, daß es keine gesunder Odupehchen gewese deht, wie das Farmleide. Der Schloppst hat off Rohrs mit so weit gebent, daß die Farmersch ihn nur so Eppetiet gemacht hen, bis tads se hätte ihn gen ihre Farm verkauft. Wff en schöne Dag hat er zu mich gesagt: „Lizzie, hat er gesagt, wie deht du es gleiche, wenn mer uns e Farm kaufe dehte un dort wohne dehte?“ Ich hen mich erst emal die Sach inwergedent un dann hen ich gefant: „Philipp, ich dente, das is e grohartige Ebidie; ich deht es forschrecht gleiche, awwer ich dente nit daß du es gleiche deht. Das müsse mer in die erste Lein aussinne. Ich sage for den Wiesen, wenn du e schöne Farm weht, wo nit so artig edspensief is, dann geht du besser emal for e Woch odder so hin, leht dort un schaffst dort un wenn die Woch inwoer is un du hast ausgefunne, daß du es gleiche duht, dann ahrecht un gut; dann go ehet un mer gehn all mit.“

Der Philipp hat off Rohrs edspendet gehabt, daß ich fide deht un er war ganz daff, wie ich so mit ihn erriet hen. Awwer, er war fätsisheit un hat sich gleich den Weller aufgeschuch un ihn seine Farm offerit gehabt hat. Der hat guerscht nids von so e Tezel wisse wolte, wie er awwer ausgefunne hat, daß der Philipp es nit anersichter gedacht hat, da hat er gefant ahrecht. Am nächste Morgen is der Philipp mit den Farmer fortgefahren un ich hen ihn gepammicht, daß ich in acht Dag mit die Kids hintomme wollt, for aussunne, wie er es gleiche deht un dann könnte mer ja gleich den Diele mache. Se könne sich denke, daß er sich plentieStoff von denWebesweiler mitgenommen hat, er hat gefant, er wär effrecht, er könn das Wasser an die Farm nit stende un fein Stommed müht ercht dazu gejuht worde.

Mer hen die ganze Woch nids von ihn gehört un am Samstag hen ich die Kids uffgepadt un sin mit fe in e großes Buggy hingefahre. Mer hen an die Farm e halbes Dohend Männer gesunne, wo geschafft hen wie die Brunnebuher, awwer den Philipp hen ich nit gesehn. Mer sin nach den Farmhaus un dort hen ich nach mein alte Esel inkweert, awwer se hen gefant, der Philipp deht nit gut fühl un er hätt sich in den Busch wo es schön kühl wär, hingelagt. Off Rohrs hen mir for den Philipp gefucht un schubr genug hen mer ihn auch gefunne. Er hat gegudt, als wenn er in e halbes Jahr nids mehr gesse un gedunke gehabt hätt. „Lizzie hat er gefant ich sit all in. Zwei Dag lang hen ich geschafft wie en Kigger in die heisse Sonn un dann hen ich nit mehr gekent. Meine Drinks woen in die zwei Dag aufgejuht un seitdem hen ich das schlapperige Wasser drinke

müsse. Die frische gute Milch wo mer kriegt hen, die hen mer verkaufe müsse un die Wetscheibels auch. Am Dag hen ich von wege die Hix nit schlafte könne un in die Nacht nit von wege die Mostiersch un Schnohte. Ich sin gewiß en Mann wo sich for seine Arbeit fercht duht, awwer das Leue an die Farm is doch nids for mich. En Farmer is so ebant das ärmste Stidelche Vieh wo es gewese duht. Nids wie Schaffe, kein Fonn un keine Redrichschon un wenn ich meine Schnuffbads nit gehabt hätt, dann hätt ich schon längst mein Geift uffgewe. Wenn du e Buggy mitgebracht hast, dann laß uns gleich heimfahre un wenn mich widder einer von die Schönheit von den Farmleue ebbes sage duht, dann kommt er in Trubel. Die Viebels wo die Farmersch an ihren Stoff erunner schaffe wolte, die solle sich scheme, bis tads wenn einer uff die ganze Welt den Preis wo er for seine Guts frage duht, verdient, dann is es der Farmer. En Farmer muß Dag un Nacht schaffe un wenn er das nit duht, dann kann er nit beide Ende miete mache.“

Well, mer hen uns in unser Buggy gefeht un sin heimgefare mitaus daß mer die Farm gekauft hen. Diesmal hen ich den Philipp dorch mein Schafsin kurit gehabt.

Mit allerhand Achtung Yours

Lizzie Hanfstengel.

Zweierlei Gesichtspunkte.

Sie: „Ich wühte nichts, was so dazu dient, Eimen fröhlich zu stimmen, wie eine erstele Mahzeit.“

Er: „Besonders den, der sie nicht begahlen muß.“

Schüttelreim.

Obwohl er trug die Schustermütze, War er ein ganzer Musterschläge.

Sonnet.

Die Geburt eines Knaben wird Herrn Müller (hinderreichen Vater) per Telephon angezeigt. Da er noch einige unverständliche Laute vernimmt, fragt er an: „Sprechen Sie noch?“

Arzt: „Ja wohl, soeben noch ein Junge ankommen!“

Müller (wütend): „Schluß!!!“

Schlus.

A.: „Von Zeit zu Zeit schreibe ich mir immer Mahndbriefe unter falschem Namen.“

B.: „Zu welchem Zweck?“

A.: „Wenn meine Frau die Briefe findet, verlangt sie wenigstens nicht so viel Geld für Kleider und Hüte von mir!“

Bekannt.

Mann: „Sieh nur, Alte, wie betrunken unser Nachbar wieder heimkommt — ich glaube, wenn ich einmal so nach Hause käme, Du würdest ohnmächtig hinschlagen.“

Frau: „Mein — ich glaube, ich würde mächtig zuschlagen.“



„A' ewigs' Gejammer über Mangel an Fremdenverkehr — und nachher halten 'folgende Hund!'“



Dieb: „Du, Krige, id kann nich' rant!“
Thromer: „Lass mir mal oben — id hab' längere Beene!“

König und Sänger.

König Ludwig II., seit dessen tragischem Ende am 14. Juni 25 Jahre verfloßen waren, hat sich nur wenigen Menschen so frei erschlossen, wie seinem Lieblingsfänger Franz Nachbaur, dem berühmten Tenoristen der Münchener Hofoper, den nun auch seit so manchem Jahre schon der stille Rasen bedt. In des Sängers Tustulum an der Schwabinger Landstraße habe ich mit ihm oft von dem Monarchen-Sonderling gesprochen. Das Nachfolgende ist eine getreue Wiedergabe von Mittheilungen Nachbaur's.

Seine erste Audienz beim König hatte Nachbaur im Jahre 1868, als er von Hans Richter für die Partie des Stolzing zur Erstaufführung der Meisterfänger nach München gebracht worden war. König Ludwig hatte Nachbaur schon früher in Darmstadt gehört, jetzt aber gefiel er ihm so sehr, daß der Sänger dauernd in München bleiben mußte. Man bemilligte ihm, der vor kurzem noch in Stuttgart vergebens eine Anstellung als Chorist angestrebt hatte, dann sich mit kleinen Engagements in Hannover und Darmstadt hatte begnügen müssen und erst während seiner Anstellung in Prag zu Bedeutung gelangt war, nicht weniger als 26,000 Mark jährlich — für damalige Verhältnisse eine in Deutschland kaum je dagewesene Gage. Gleich nachdem er den Vertrag mit dem Hoftheater unterschrieben hatte, wurde Nachbaur zum König beordert. „Es war vor mittags“, erzählte der Sänger, „und als ich in der Residenz im Audienz-wartesaal eintraf, fand ich ihn voll von Personen jeden Standes, Minister und Generale, alle, die vor mir gekommen waren, wurden übergegangen, und ich vor allen zum König gerufen. Ich wurde herzlich empfangen, und als ich meinen Dank für meine Ernennung zum bayerischen Hofopernsänger zu sprechen anfangte, wehrte der Monarch ab und lenkte das Gespräch gleich auf Musik. Er äußerte sein Entzücken über die jüngst gehörte Halbopside Oper Guido und Ginevra, die Arie „Ein himmlisch Wesen ist erschienen“, hatte ihm besonders gefallen, und er sagte: „Sie klingen mir noch immer im Gedächtniß, bitte, singen Sie mir sie doch vor!“ Ich erfüllte seinen Wunsch; ganz hingebend lauschte der König den Tönen und vergah darüber, daß draußen seine Minister und Generale, die Höflinge und die Bürger warteten.

Pfötzlich erwachte er aus dem Traum und verabschiedete mich mit dem Hinweis auf die Staatsgeschäfte. Raum war ich zu Hause, da folgte mir auf dem frühen ein königlicher Bote, der mir mit dem Danke des Königs für den Vortrag der Arie eine goldene Uhr und die Einladung überbrachte, abends um neun Uhr wieder vor dem König zu erscheinen. Pünktlich fand ich mich ein und wurde sogleich in den Wintergarten geführt, in dem sich ein künstlicher See befand, von dem ich, schon id gehört, den ich mir aber nicht so mädchenhaft schön vorgestellt hatte, wie er in Wirklichkeit war. Der König empfing mich diesmal mit Fragen nach meinen persönlichen Verhältnissen, nach meiner Vergangenheit, meinen Wanderfahrten, meiner Familie und meiner Lebensweise. Alles schien ihn zu interessieren, und als ich von meinen Erlebnissen beim Baseler Schmierendirektor Schumann erzählte, lachte er herzlich. Dann aber wurde wieder nur von Musik gesprochen. Einen großen Theil des Gesprächs widmete der König enthusiastischen Aeußerungen über Richard Wagner: „Aber auch die italienische Musik schätze und liebe ich“, fügte er hinzu.

„Verbis Rigoleto“ beispielsweise hat auf mich stets große Wirkung geübt, und die Arie „Ach, wie so trügerisch sind Frauenherzen“, weiß ich auswendig“, und er martierte schnell die ersten Takte. Lange stand er dann traumverloren da, plötzlich raffte er sich auf und forderte mich auf zu einer Fahrt auf dem künstlichen See. Wir bestiegen einen goldenen Nachen, dem ein Schwan vorgepannt war, und zogen im Halbkreis über die blaue schimmernde Fläche. Ich war wie unter einem Zauber, konnte es kaum für Wirklichkeit halten, doch ich in einem Schwanenschifflein mit dem König über einen künstlichen See zog. Der König stand im Nachen hochaufgerichtet, die Augen leuchtend, die Lippen fest aufeinander gepreßt; mit bald leichten, bald flammendrohen Wangen. Lange sprach keiner ein Wort, dann unterbrach ein leiser Seufzer des Königs die Stille und er flüsterte mir zu: „Wie wunderbar wäre es, wenn dies der Golf von Neapel wäre, und wenn wir so über seine Wellen ziehen könnten, und wenn der Gesang von Gondelfischern an unser Ohr tönte...“ und er neigte sich vor, als lauschte er wirklich solchem Gesänge. Er hatte eine verzehrende Sehnsucht nach dem sonnigen Lande. Einmal wollte er es aussuchen und ich sollte ihn begleiten, aber als ich schon zur Abreise bereit war, wurde der Plan ohne Begründung aufgegeben.

Nachbaur blieb ununterbrochen in Gunst beim König und wurde oft zur Tafel geladen. Der König war ein starker Esser, trank aber wenig. Während des Essens pflegte er sich lebhaft zu unterhalten. Kein Gebiet der Wissenschaft und Kunst, der Poesie und Musik und des Gesanges blieb unberührt. Das Urtheil des Königs war immer scharf, ja rücksichtslos, weder

Rame noch Tradition vermochten ihn zu beeinflussen. In der Musik schätzte er die italienische der Gegenwart höher, als die klassische der Deutschen. Von Gluck und Mozart sagte er: „Sie sind mir zu klar und zu ruhig, zu wenig erregt und zu wenig erregend.“ Hingegen meinte er von Beethoven: „Seine hinreißende Leidenschaft, sein gewaltiger Feuergeist sind mir außerordentlich sympathisch.“ Der König hatte ein fabelhaftes Gedächtnis. Wagners Schöpfungen kannte er ebenso auswendig, wie die Meisterwerke der klassischen deutschen Dichter. Die Politik berührte er niemals in seinen Gesprächen mit dem Sänger, nur hier und da fragte er: „Wie denken meine Bayern über mich?“ Nachbaur erwiderte dann stets, er wühte es nicht, da er wenig unter die Leute käme. Ueber Religion sprach der König selten. Sehr liebte er religiöse Gesänge, und Nachbaur ruhte dem König immer Strabellas Gebet vorzulesen, wenn er an Kopfschmerz litt. Das war häufig der Fall, und dann befand sich der König in finsterner Stimmung. Nur Gesänge übte eine wohlthuende Wirkung auf ihn. War der König bei guter Gesundheit, so fühlte er sich auch bei Humor und liebt es, die Beamten des Palastes, die Höflinge oder auch Sänger und Schauspieler zu karikieren.

Obwohl Ludwig II. im Verkehr mit den Künstlern, denen er seine Gunst zugewendet hatte, von größter Herzlichkeit war, sah er doch streng auf die Wahrung der gewissen Distanz. „Ich mußte dies erfahren“, erzählte mir Nachbaur, „als ich das erste Mal in Audienz beim König war, wurde ich von seiner Lebenswürdigkeit so hingerrissen, daß ich alle Eiteleregerie vergah und mit ihm in gleichem Schritt Seite an Seite durch den Saal ging. Epäter wurde mir dann im Auftrage des Königs mitgetheilt, dieser wünsche es, daß ich stets um einen Schritt zurückbleiben sollte. Der König war äußerst dankbar für jeden Kunstgenuß, den man ihm bereitete, und lohnte ihn königlich, aber er sah auch streng darauf, daß man jeden Kunstgenuß, jedes Geschenk sofort mit einem ehrfurchtsvollsten, überschwenglichen Dankschreiben quittierte. Die Künstler, die in den Separatvorstellungen mitwirkten, erhielten schon während der Zwischenakte vom Könige Geschenke zugesandt. Der König erwartete die Dankschreiben hierfür noch in derselben Nacht und blieb oft bis zum Morgen wach, um diese Briefe gleich zu lesen. Wer sich des Monarchen besonderes Wohlwollen sichern wollte, mußte möglichst viel und möglichst überschwänglich schreiben. Unterließ es aber jemand, dem König gleich nach der Vorstellung seinen Dank schriftlich zu übermitteln, so schalt der König ihn undankbar, respektlos, Majestätsbeleidiger. Einmal wurde ich — Mitternacht war längst vorüber — zum König gerufen. Er lag an Kopfschmerz und ich mußte ihm zur Beruhigung Marfanillos Schlummerolie und Strabellanos Gebet vorlesen. Am zwei Uhr morgens kehrte ich heim und erhielt wenige Minuten später ein Geschenk des Königs. Ich fandte sofort ein ausführliches Dankschreiben. Und anderen Tages erfuhr ich von den Personen der Umgebung des Herrschers, daß er mein Dankschreiben trotz seines Kopfschmerzes mit Ungebuld erwartet und sich erst nach seinem Empfang und nachdem er es gelesen, zu Bette hatte bringen lassen.“

Ludwig II. mied bekanntlich öffentliche Aufführungen und ließ sich Separatvorstellungen veranstalten. Als Gründe bekannte er einmal Nachbaur gegenüber folgende: „Bei öffentlichen Vorstellungen kann ich mich niemals ganz dem Kunstgenuß hingeben. Das Geräusch der zu spät Kommenden, der zu früh Gehenden, das Klappern der Stühle, das Schwagen und nicht zuletzt das Angestauntwerden von seiten des Publikums — das alles verdirbt mir die Freude!“

Nachbaur hatte dem König Ludwig ein dankbares Andenken, eine schwärmerische Verehrung bis zum Tode bewahrt. Nachbaur's Tustulum war ein wahres Ludwigsmuseum, angefüllt mit Geschenken des unglücklichen Königs. Die meisten Geschenke des Königs hatten Bezug auf Lohengrin. Da gab es ein von Zumbusch in Marmor ausgeführtes Werk, Nachbaur im Schwanenschiff darstellend, dann ein Schiff aus purem Golde mit einem silbernen Schwan. Selbst eine Brosche für Frau Nachbaur hatte die Gestalt eines Schwanes — der Leib eine gewaltige Perle, die Flügel aus Brillanten, der Schnabel aus Rubinen. Eine prachtvolle Meerchaumpfeife zeigte auf der Vorderseite des Kopfes in zierlicher Schnitzerei das Finale des ersten Aktes Lohengrin, man sah die Ritter, im Vordergrund König Heinrich, Lohengrin, Elsa von Brabant, am Boden zusammengebrochen Trkamund und daneben Ortrud. Nach einer Aufführung der Aida bekam der Sänger einen Tisch, auf dessen Marmorplatte eine Szene aus dem dritten Akte gemalt war. Daneben regnete es Ringe, Radeln, goldene Uhren mit dem Porträt des Königs. Am theuersten aber waren dem Sänger des Königs zahlreiche Briefe. Auf kleinen zierlichen, mit goldener Krone gekleinerten Dtaablättchen waren sie geschrieben in kraftvollen Zügen, die einzelnen Buchstaben die, die Wort weit von einan-

der getrennt, die Unterschrift riesig groß und mit einem gewaltigen Schwärzel versehen. In den jählichsten Ausdrücken (ganz wie bei der Korrespondenz mit Joseph Ratzig) beginnt und endet jedes Schreiben. „Bester Freund“ heißt immer die Aufschrift und der Schluß gibt „Versicherung wahrster aufrichtigster felsenfester Treue, die bis zum Tode durch nichts erschüttert werden kann.“ „Wir beide“, schreibt der König einmal, „sind Feinde alles Gemeinen und Schlechten und erglühen in heiligem, gottentflammtem Feuer für alles Hohe, Reine und Ideale.“ Des geliebten Künstlers Gesang erfüllt den entzückten König „mit der heiligen Flamme der Begeisterung. Er erhebt mich in die Späthen des Paradieses und läßt mich Himmelsvögel atmen.“

Der innigste Brief aber war der, in dem der Herrscher dem kranken Sänger mit der Bitte naht: „Schonen Sie sich! Thun Sie es Ihrer Familie und der Erhaltung Ihrer gottvollen Stimme zuliebe, thun Sie es mir zuliebe, ich bitte Sie darum, ich, der König, der faust nicht zu bitten gewohnt ist!“

Launen Des Blüzes.

Obwohl die Wissenschaft das Gebiet des Wunderbaren immer mehr einengt, gibt es doch unter den alltäglichen Vorkommnissen noch eine nicht geringe Anzahl, deren Entzückung für anscheinend nicht gelingen will. Dazu gehören auch z. B. die merkwürdigen Erscheinungen, Wirkungen und — man könnte sagen — Launen des Blüzes.

Was ist der Bliz? Alle Welt weiß, daß die Blize elektrische Entladungen bzw. Ausgleitungen zweier mit entgegengesetzter Elektrizität geladener Luftschichten sind. Nun heißt aber die Luft bekanntlich nur ein geringes Leitungszermigen, und jede Art Triibung, wie Nebel u. s. w. ist geeignet, jene Entladung noch mehr zu hemmen. Trotzdem sehen wir die letztere sich nach Art der drahtlosen Telegraphie nach allen Richtungen hin verpflanzen, und zwar in einer Ausdehnung, die wir oft nur aus den Empfindungen besonders nervöser Personen während weit entfernter Gewitter erfahren. Eine genügende Erklärung in des Wortes wahrer Bedeutung hat aber die Wissenschaft, selbst mit Hilfe der Elektromechanik, noch nicht dafür beibringen gekonnt.

Nun wird uns eine aufmerkame Beobachtung von Gewittern unter den zahlreichen Formen der sie begleitenden Blize bald einige besonders charakteristische Gruppen unterscheiden lassen. Während manche mit ihren nur leichten Biegungen das Ansehen eines leichten Flusses bieten, dessen Mündung in fast gerader Richtung zu seinem Ausgangspunkt liegt, gibt es andere, die sich in einer ganzen Anzahl von Abzweigungen theilen und in den willkürlichsten Abweichungen von einem geraden Lauf sich zu gefallen scheinen.

Daneben zeigen sich auch büschelg verzweigte, zickzackförmige, rosenkranzähnliche, wellige, solche mit und solche ohne scharf begrenzte Ränder u. s. w. Am räthselhaftesten sind wohl die fungeiförmigen, in ihrer oft auffallend langsam fortschreitenden Bewegung, bisweilen stillstehend, dann wieder auf- oder vorwärtsstürmend, um endlich nach verschiedenen Verfahrten entweder ohne Geräusch plötzlich zu verschwinden, oder aber mit lautem Knallen, nach allen Seiten Tod und Verderben verbreitend, zu plagen. Ausnahmeweise treten solche Kugelblize auch in mehrfacher Anzahl, und zwar gleichzeitig oder in kurzen Zwischenräumen, aus ein und derselben Wolkenregion herborkommend, auf. Ein solcher Kugelbliz gab auch die Veranlassung zu dem berühmten sog. Berliner Wunder. Im August 1754 schlug der Bliz während des Nachmittags-Gottesdienstes in die Parochialkirche in der Klosterstraße ein. Er fuhr zu einem Schallloch des Kirchen-gewölbes hinein und an einer an der Kanzel angebrachten Eisenstange hinunter, gerade als der Prediger Gronau auf der Kanzel stand und predigte. Die ganze Kirche ward erleuchtet und stand wie im Feuer. Der Strahl zur linken Seite der Kanzel wurde aber immer härter, so daß er zuletzt einem Feuerball gleich; schließlich preschwand er mit großem Knack. Prediger Gronau war anfangs wie betäubt; als er aber dann von der Kanzel herabstieg, merkte er, daß er sein Gehör, das er seit acht Jahren auf dem linken Ohr gänzlich verloren, wieder gewonnen hatte. Verlegt wurde niemand.

Neuerdings hat man, besonders bei Wintergewittern, sogenannte Flächenblize näher beobachtet und gefunden, daß sie in manchen Gegenden die Ursache von ausgedehnten Schädigungen in Nichtenwäldungen u. s. w. sind, deren Wipfel unter der Einwirkung rasch und zahlreich auftretender Flächenblize gelb werden und absterben, was man bis dahin dem verheerenden Auftreten von Insekten zugeschrieben hatte. Das sogen. Wetterleuchten, das selbst bei heiterem Himmel, meist ohne darauffolgenden Donner vorzukommen pflegt, zeigt in den meisten Fällen ein in weiter Ferne stattfindendes Gewitter an, kann aber zumellen auch eine Ausgleitung benachbarter, mit entgegengesetzter Elektrizität beladener Wolken kerkleiten.

Die Länge eines Blüzes kann 6—10

Meilen betragen; seine Stromstärke wurde wiederholt auf 10—20,000 Ampere berechnet; seine Temperatur konnte schon auf mindestens 2000 Grad festgestellt werden, denn die Spitze eines Blizableiters, die aus Zirkon bestand, welches Metall erst bei 2000 Grad schmilzt, schmolz, als ein Blizstrahl sie traf.

Die Entfernung eines Blüzes vom Beschauer läßt sich leicht auf die Weise feststellen, daß man die Zeit zwischen seinem Ausflammen und dem Beginn des Donners nach einer Sekundenuhr zählt und mit der Schallgeschwindigkeit — $\frac{1}{3}$ Meile in der Sekunde — multipliziert. Alles, was sonst über die Struktur der glühenden Blizleiter, ihre Streifung, ihr bandförmiges Aussehen und dessen Breite schon behauptet worden ist, beruht in der Hauptsache nur auf unvollkommenen photographischen Aufnahmen.

So räthselhaft nach alledem die Wesenheit des Blüzes bleibt, so bekannt sind seine Wirkungen. Daher haben wir mit der Thatfache zu rechnen, daß nach Berichten aus allen Kulturländern eine Zunahme der Blizgefahr bezw. eine wachsende Zahl von Todesfällen durch Blizschlag zu verzeichnen ist. In erster Linie wird man wohl die zunehmende Dichtigkeit der Bevölkerung dafür verantwortlich machen müssen, die mit weiteren gefahrbringenden Vorgängen, Trodenlegung von Mooren und Sümpfen, Ausrodung von Wäldern u. s. w., Hand in Hand geht. Wasser und Feuchtigkeit sind ja bekanntlich die besten Blizableiter, während der Wald mit seinen unglücklichen Baum- und Zweigspitzen einen allmählichen Ausgleich elektrischer Spannungen zu bewirken pflegt. Als weitere Blizableiter dienen nach allen bisherigen Erfahrungen rauchende Essen und Schornsteine, während die Zunahme anderer hochragender und namentlich auch einzeln stehender Gebäude die Gefahr steigert. Nach Hillmann entfallen von 1000 Schadenfällen durch Bliz auf Kirchen 6,5, auf Windmühlen 8,5, auf Kamine nur 0,3.

In Bezug auf zu Tode getroffene Personen kommen die merkwürdigsten Dinge vor. So findet man, daß solche bisweilen ohne jede Wunde, andere dagegen gänzlich verbrannt sind. Zuweilen wurde der Betroffene ungeworfen, manchmal auch viele Fuß weit fortgeschleudert; er erhob sich nach einiger Zeit unbeschadet aus einer vollständigen Betäubung, ohne sich zu erinnern, den Bliz gesehen und den Donner gehört zu haben. Feldarbeiter sind besonders häufig Blizschädigen ausgefetzt. Oft fügt er ihnen keinen merklichen Schaden zu und beschränkt sich darauf, ihnen hier und da eine Senke oder andere Geräthschaften zu entreißen und eine Strecke weit zu entführen; nicht selten findet man sie dann wie von einer gewaltigen Kraft getrieben und gebogen, zum Theil auch magnetisch gemacht.

Wie bekannt fallen auch viele Leute, die, von einem Gewitter überrascht, Schutz unter Bäumen suchen, dem Bliz zum Opfer. Hat doch das Pflanzenreich von jeher in seinem Verhältniß zum Bliz für das Volk etwas Geheimnißvolles gehabt. Selten wird ein abgestorbener Baum vom Bliz getroffen, und wenn es einmal geschehen sollte, hinterläßt er nur unbedeutende Spuren; dagegen wird ein im lebendigsten Wachsthum begriffener Baum nur allzu häufig recht übel behandelt, wenn nicht zerstört. Auch konnte es der Beachtung nicht entgehen, daß manche Bäume vor anderen den Vorzug besitzen, vom Blizstrahl nur selten getroffen zu werden. So erklärt sich auch die in den Dörfern zum großen Theil daraus, daß der Bliz diesen Baum auffallend zu verschonen pflegt. Den gleichen Vorzug besitzt die Buche.

In acht Jahren schlug nach einer deutschen Forststatistik der Bliz nur 20mal in eine Buche, während er 160mal eine Eiche traf. Zwischen diesen beiden stehen Fichte und Föhre, von denen die erstere 5mal, die letztere sogar 25mal öfter als die Buche getroffen wurde. Das Geheimniß liegt darin, daß gute Elektrizitätsleiter den Bliz leichter, schlechte Leiter ihn schwerer anziehen. Nun ist Del ein recht schlechter Leiter, und wenn wir daraus schließen dürfen, daß die elektrische Leitfähigkeit im umgekehrten Verhältniß zu seinem Delgehalt stehen wird, so erhalten wir eine mit der Erfahrung übereinstimmende Reihe von Bäumen, deren Blizgefahr, entsprechend ihrem gesteigerten Delgehalt in folgender Ordnung abnimmt: 1. Delarm und Blizschlägen vorzugsweise ausgefetzt: Eiche, Weide, Pappel, Ahorn, Ulme, Esche; darauf folgen als weniger gefährlich: Fichte, Föhre, Lärche. 2. Delreich und vor Blizschlägen noch gesicherter: Nußbaum, Linde, Buche.

Dr. Alberts.

Wiley, der Chemiker des Aderbaudepartements, räumt jedem das Recht ein, zu trinken, was er will, und zu rauchen, wie viel er will, aber schön berschwegen, zu Hause, in den eigenen vier Wänden. Dante für die gültige Erlaubnis. Die Prohibitionisten machen das bekanntlich schon lange so.

Agadir und Panamakanal. Wenn die Entenfabrikanten wieder einmal bei der Arbeit sind, sollten sie etwas „näher zusammen“ liegen.